

RENATA CORNEJO

Alles nur böhmische Dörfer? Das Bild der Deutschen in den deutschsprachigen Werken tschechischer AutorInnen nach 1968

Der Beitrag geht der Frage nach dem Umgang der tschechischen, deutsch schreibenden AutorInnen mit den stereotypen Vorstellungen über die Deutschen in ihrem Werk nach 1968 nach. Das vorwiegend negative Bild des Deutschen, bei Moníková besonders ausgeprägt (bei Filip dagegen eher positiv konnotiert), wird gezielt aufgegriffen, um es in seiner Beliebigkeit und Konstruierbarkeit zu entlarven. Mit Humor und subtiler Ironie werden Stereotype gegeneinander ausgespielt und demontiert (Stavaric, Konecny) bzw. als „nützlich“ für das gegenseitige Verständnis der beiden Kulturen dargestellt (Gruša).

Vorurteile sind Urteile der Vorfahren über die Mängel historischer Rivalen, für die Nachkommenschaft bestimmt, um das Wirrgefühl der Gruppe mit bewährten Klischees zu stützen. Das Problem der Vorurteile liegt darin, daß sie die Vorzüge des jeweiligen Gegenübers nicht erwägen.

Das Interessante an Vorurteilen ist nicht ihre Schädlichkeit, sondern die Tatsache ihrer Nützlichkeit. Wären sie nicht für eine Kollektivseele zu gebrauchen, sie wären längst überholt. (Gruša 1999: 16)

– so definiert und ‚lobt‘ Jiří Gruša die Vorurteile in seinem Essay *Lob der Vorurteile* und hebt die ihnen innewohnende Distanzbildung als ihre eigentliche Aufgabe hervor. Denn erst wenn man sozusagen von der Bühne herunterspringt, auf der unsere „Heimatstücke“ gespielt werden, und den Sprung über den Orchestergraben in den Zuschauerraum unter das gemeine Volk wagt, bekommt man eine ganz andere Perspektive und solche „Vorstellungen“ sehen plötzlich ganz anders aus (vgl. Gruša 1999: 17). Unter diesem Gesichtspunkt werden ausgewählte deutschsprachige Texte einiger tschechischer SchriftstellerInnen näher untersucht,

die nach 1968 die Tschechoslowakei aus politischen Gründen verlassen haben oder mussten, wie Ota Filip, Jiří Gruša, Libuše Moníková, Jaromír Konečný oder Michael Stavaric.

Alle diese genannten AutorInnen sind RepräsentantInnen der so genannten ‚Migrationsliteratur‘, wie sie als Begriff in den 1980er Jahre entstanden ist.¹ Sie verließen häufig unter schwierigen Umständen ihre Heimat und mussten sich, wollten sie als Schriftsteller erfolgreich werden, einer neuen, für sie fremden Literatursprache in einem fremden Land bedienen – Ota Filip und Jiří Gruša als bereits bekannte und anerkannte Autoren², Libuše Moníková, Jaromír Konečný oder Michael Stavaric erst als beginnende Literaten, für die als Ausländer ein Durchbruch auf der deutschsprachigen Literaturszene um so komplizierter war. Libuše Moníková gelang er durch die Verleihung des Alfred-Döblin-Preises 1987 für ihren Roman *Die Fassade*, Jaromír Konečný machte sich in der BRD einen Namen als Poetry-Slam-Performer (Gewinner von mehr als 60 Poetry Slams in Deutschland) und nachdem er 1999 und 2000 zum Vicemeister des National Poetry Slams gekürt wurde, wird er zunehmend auch als Autor von „humorvollen“ Erzählungen wahrgenommen. Der in Wien lebende Michael Stavaric debütierte im Jahre 2000 mit dem Gedichtband *Flügellos*, doch den Durchbruch schaffte er erst mit seinem ersten Roman *Stillborn*, der 2006 den vierten Platz auf der österreichischen Bestseller-Liste belegen konnte. Was sie verbindet, ist der Blick der Minderheit auf eine Mehrheit, die inhaltliche und ästhetische Gestaltung der Migration, die Thematisierung der Zweisprachigkeit, die Verortung der eigenen Kulturalität und Identität im Spannungsfeld zwischen Heimat und Fremde sowie die kritische Auseinandersetzung mit der Aufnahmegesellschaft (vgl. Rösch 1992 u. Czuba-Konrad 2003: 95).

So spielen die Stereotype vom selbstdefinierten Fremd- und Eigenbild eine nicht unwesentliche Rolle und werden immer wieder in ihrem Werk mit dem Ziel verwendet, diese sich bewusst zu machen, mit der eigenen Erfahrung zu konfrontieren und auf ihre Haltbarkeit hin kritisch zu prüfen. Das Bild der Deutschen hat

¹ Heutzutage wird der etwas weiter gefasste Begriff der „multikulturellen Literatur“ bevorzugt.

² Beide Autoren, Ota Filip und Jiří Gruša, sind zwar als Autoren nach ihrem „Heimatwechsel“ (Filip 1974, Gruša 1980) auch im deutschsprachigen Raum dank der Übersetzungen ihrer Werke in Deutsche bereits gut bekannt, doch sie brauchen mehrere Jahre, bis es ihnen gelingt, die Literatursprache zu wechseln und die ersten, auf Deutsch geschriebenen Werke zu veröffentlichen (Filip seinen Roman *Großvater und die Kanone* 1981, Gruša seinen Gedichtband *Babylonwald* 1991).

in der tschechischen Literatur eine lange Tradition und es überrascht sicherlich nicht, dass das negative Stereotyp des oft als Bedrohung wahrgenommenen Nachbarn eindeutig überwiegt, insbesondere seit dem 19. Jahrhundert im Zuge der nationalen Differenzierung und der angestrebten tschechischen nationalen ‚Wiedererweckung‘. Schon der Chronist Cosmas (1045-1125) warnte vor dem „eingeborenen Hochmut des Deutschen“, die „immer mit aufgeblasenem Hohn auf die Slaven und ihre Sprache herunterschauen“ (Richards 2000: 59), doch seit dem 19. Jahrhundert wird das negative Stereotypbild des Deutschen zunehmend ideologisiert und für politische Zwecke instrumentalisiert, im Unterschied zum Bild des Österreichers, der zwar mit negativ konnotierter „Schlamperei“ assoziiert wird, diese jedoch nicht zur Zielscheibe der Kritik wird, sondern vielmehr mit verständnisvollem Augenzwinkern akzeptiert wird (vgl. Maidl 1999: 30). Neben K. Havlíček Borovský reproduzierte das negative Deutschbild in seinem Werk auch Jan Neruda oder Jaroslav Hašek. Nach 1945 kam neben den tradierten Stereotypen zusätzlich das Bild des ‚Nazi-Deutschen‘ hinzu. Wie Gruša treffend formuliert, wird der Deutsche am häufigsten „als hochnäsiger, tiefgründiger, fleißiger und stur charakterisiert“. Doch Gruša geht über die bloße Aufzählung von Stereotypen noch hinaus, indem er hinzufügt: „Und lassen Sie sich nicht irreführen, wenn man es gefälliger formulieren oder umschreiben will, indem man stolz, philosophisch, leistungsfähig und zielbewußt sagt“ (Gruša 1999: 16). Somit lässt er die gängigen und eingefleischten typischen Vorurteile der Tschechen gegenüber den Deutschen nicht bloß im Raum stehen, sondern er spielt mit ihnen, ironisiert sie und relativiert, indem er den Tschechen mit den Augen des Deutschen betrachtet und gleich dem einen Vorurteil ein anderes gegenüberstellt: „Ich habe jahrelang nach Worten gesucht, die in Deutschland uns Tschechen beschreiben und fand folgendes: schlitzohrig, kriecherisch, geschwätzig, tückisch und klein. Man hat eben immer eine Retourkutsche parat“ (Gruša 2002: 103). Keine der Nationen schneidet am Ende besser ab, im Gegenteil, die stereotypen negativen Vorstellungen, die sie sich von einander machen, verbinden sie, sie sind ihre ‚Gemeinsamkeit‘. Ein Vorurteil führt zu einem anderen Vorurteil, die Projektion der eigenen Ängste und Verunsicherung auf das Bild des ‚Fremden‘ wird in allen Richtungen bzw. als ‚Kettenreaktion‘ realisiert:

[...] Und die Tschechen mögen keine Vietnamesen und Roma und die Deutschen mögen keine Roma und Russen und die Österreicher mögen keine Roma und Tschechen und jeder tut mit und jeder denkt nach und alle melden. [...] Und links von Tschechien ist Deutschland und links von Deutschland ist Frankreich und links davon Amerika und links davon Asien und noch weiter.links schon wieder Europa und Tschechien und Deutschland und die Welt dreht sich im Kreis. (Stavaric 2005: 168f.)

Stavarics „europäische Litanei“ hat, wie Barbara Tóth im Nachwort vortrefflich erkannt hat, den Wahnwitz seiner Epoche wunderbar in Worte gefasst. Aus Worten, Sprichwörtern, „Gechichtskrümeln“ und Fäden werden Netzwerke des weltweiten Google-Gedächtnisses einer mit Informationsmüll übersättigten Mediengesellschaft. Es ist keine ‚Oral‘, sondern eine ‚Global History‘, die erzählt und aus einer Abfolge an Stereotypen, Statistiken, Gesetzestexten usw. geformt wird (vgl. Stavaric 2005: 196). Die Stereotype werden nicht nur linear aneinander gereiht, sondern gegeneinander ironisch ausgespielt und durch konkrete Fakten, individuelle Geschichten und verallgemeinernde Gesetze in ihrer kompakten Konsistenz „zerstört“, um immer wieder neu aufgebaut zu werden – ein Hinweis auf deren Unzerstörbarkeit und immer vorhandene Präsenz sowohl im Alltag des ‚unbedeutenden‘ Einzelnen als auch in der hohen Politik der ‚Herrschenden‘. Eine kleine Kostprobe einer solchen ‚Litanei‘, in der Stereotype ein-, ab- und wieder neu aufgebaut werden:

1. Und die deutschen Männer sind ordentlich und rasiert und sitzen gern in Vorständen und großen Autos und sind oft geschieden und zahlen Unterhalt oder Alimente. Und deutsche Frauen reden viel und deutsche Kühe geben nicht ganz so viel Milch und deutsche Frauen sitzen kaum in Vorständen und fahren kleinere Autos, zahlen aber selten Alimente oder Unterhalt. Und deutsche Männer sind Arbeiter und Ingenieure und Konstrukteure und Chemiker und Physiker und Mechaniker und sie gewöhnen sich schnell an Hierarchie und Ge-horsam. (Stavaric 2005: 145)

2. Und die Deutschen mögen Würstchen und Sauerkraut und Schnitzel und sie halten viele Schweine und Kühe und Hühner in großen Fabriken und die werden dort gerupft und geschlachtet und zum Verzehr freigegeben – und einige Tierschützer behaupten, es gehe dort zu wie in Konzentrationslagern. Und die deutschen Fußballer sind die besten der Welt und einmal erschoss ein deutscher Fußballfan zwei Italiener, weil Deutschland ein Spiel gegen Italien verloren hatte und statistisch gesehen hat schon jeder Deutsche jemanden erschossen [...]. (Stavaric 2005: 146)

Die Gegenüberstellung von typischen Zuschreibungen der deutschen Männer und Frauen im ersten Beispiel thematisieren die gesellschaftliche Diskriminierung von Frauen genauso wie die hohe Scheidungsrate – beides wichtige, politisch höchst aktuelle und gut verwertbare Themen, die zugleich durch die eingeschleuste Information über die „geringe Milchproduktion in Deutschland“ in ihrer Wichtigkeit abgeschwächt, ironisiert, wenn nicht banalisiert werden. Das neutrale Wort „Kühe“ wird im zweiten Beispiel wieder aufgenommen und als öffentlich häufig diskutiertes Problem der ‚tierfeindlichen‘ Lebensmittelproduktion wieder aufgenommen, um an das gängige Klischee von einem sich mit Wurst und Sauerkraut voll stopfenden Deutschen, der „in Vorständen sitzt und große Autos fährt“ und den die Qualen und Leiden der zum Verzehr bestimmten Tiere nicht im Geringsten interessieren, ein anderes, neues Stereotyp anzuknüpfen. Das Bild eines kaltblütigen deutschen ‚Tierschlächters‘ in der Massenproduktion wird zum Bild eines brutalen Menschenschlächters in den Konzentrationslagern mit Absicht gesteigert. Damit demonstriert Stavaric, wie die Vorurteile funktionieren und unsere Wahrnehmung prägen, insbesondere wenn sie aufeinander abgestimmt sind und sich gegenseitig bekräftigen – so der geschickt eingebaute Verweis auf die deutsche Vorliebe für Hierarchie und Gehorsam im ersten Zitat, die bereits die nazistischen Verbrechen evoziert und diese vorwegnimmt. Das gleich darauf folgende ‚positive‘ Klischee vom deutschen unbesiegbaren Fußballer wird durch die Gewalttat eines deutschen Fußballfans sofort in das Gegenteil verkehrt und die Verknüpfung zwischen „Deutsche“ und „Mörder“ noch einmal evoziert und aufgegriffen, diesmal aktualisiert und ‚bestätigt‘ durch die Statistiken, die ja nicht lügen und auf die man sich immer verlassen kann. Stavarics Frage nach der kulturell-historischen Verortung von Europa, die immer noch zu sehr der Retrospektive und dem, was war, verpflichtet bleibt, statt den Blick in die Zukunft zu richten, mündet so zwangsläufig in eine Litanei‘; aus der Vielstimmigkeit der Gedanken-, Identitäts- und Geschichtskrümel wird allmählich ein Rhythmus – ein Rhythmus, der zum Puls von Europa jenseits des Linearen wird. In einem der vielen Sprichwörter dieses Buches heißt es, Mitteleuropa ist dort, wo man mittags aus den Küchen das Schnitzelklopfen hört und wo man versteht, was damit gemeint ist.

Diesen ‚europäischen‘ kulinarischen Gedanken greift auch Jiří Gruša auf, als er in seinem Essay *Die Knödelleier* dem Ursprung des über Grenzen hinaus bekannten böhmischen Knödels (der wohl aus Bayern stammt) nachgeht und scherzhaft die ‚Knödelkultur‘ als Ergebnis der gegenseitigen deutsch-tschechischen „außer-

ehelichen Befruchtung“ bezeichnet: „Irgendwann in der Morgendämmerung des tschechisch-deutschen Neben-, Gegen-, Durch- und Miteinanders müssen wir uns hier irgendwo zum Fressen gern gehabt haben“ (Gruša 1999: 67).

Auch Jaromir Konecny wählt für die Darstellung der Vorurteile der eigenen und fremden Kultur Humor als Stilmittel, als er in seiner Erzählung *Essen wie Gott in Bayern* aus dem Erzählungsband *Das Geschlechtsleben der Emigranten* die kulturellen kulinarischen Schranken illustriert, denen ein Tscheche in Deutschland begegnen kann. Die Einladung zum Weihnachtsessen bei einer Theologin und ihrem Mann soll die Routine des Alltagslebens im Asylantenheim, dem der Ich-Erzähler und sein Freund Jindra wehrlos ausgeliefert sind, aufbrechen. So treffen unerwartet am Heiligabend die unterschiedlichen tschechischen und deutschen ‚Tischsitten‘ aufeinander und führen, wie anders, auf Grund der interkulturellen Missverständnisse zur Verfestigung der bereits so festgefahrenen Vorurteile. Wir werden Zeugen, wie ein uneigennütziger Akt der Nächstenliebe, trotz der besten Vorsätze auf beiden Seiten, zum Scheitern verurteilt wird:

Nach dem Fleisch gab es Käse. Eine recht angenehme Überraschung. In der sozialistischen Tschechoslowakei wurde nur eine Hartkäsesorte produziert, der sogenannte Ziegel, der so schmecke, wie er hieß. Jindra, der Bergmensch, kannte selbstverständlich nur Bryndsa, den Schafskäse des Tatra- und Beskyden-Gebirges. Er schnitt sich gleich ein gutes Stück Emmentaler ab.

‚Die Rinde müssen sie aber nicht essen‘, sagte ihm die Theologin, ‚da ist Wachs drin und Konservierungsstoffe.‘

‚Die Rinde esse ich am liebsten‘, sagte Jindra. Der alte Angeber schnitt jetzt von allen Hartkäsesorten die Rinden ab und schob sie sich eine nach der anderen in den Mund. Die Theologin starrte ihn eine Zeit lang an. Jindra arbeitete sich langsam zu dem Appenzeller durch, der in Alufolie verpackt war. Die Theologin packe den Appenzeller und trug ihn vom Tisch. ‚Der ist nicht mehr so frisch‘, sagte sie. [...]

Zu der Festtafel an Ostern wurden wir nicht mehr eingeladen. (Konecny 2000: 43f.)

Beide Seiten treffen sozusagen in dieser ‚interkulturellen Begegnung‘ unvorbereitet aufeinander, wobei sich die tschechischen Gäste von Anfang an in einer ungünstigeren Lage zu befinden glauben, bedingt durch ihren vorläufigen Aufenthalt in einem Flüchtlingslager. Um dieses Defizit und auch die allgemeine Verunsicherung wettzumachen, versucht der Hauptakteur, ein hartgesottener Bauern-

bursche aus den Beskyden, um jeden Preis ‚das Gesicht zu wahren‘, indem er die eigenen Ungeschicklichkeiten und die Unkenntnis der bayrischen Tischsitten (wie das zum Ritual erhobene Schälen der Wurst) hinter der Fassade der nationalen Bräuche versteckt und zur ‚tschechischen Eigentümlichkeit‘ mit Stolz erklärt. Als nun Jindra nicht nur die Würstchen mit Haut isst, sondern auch den Käse mit der Rinde zu verzehren beginnt, sind die Grenzen der Gastfreundlichkeit schnell erreicht. Das Bild von einer vorurteilslosen und aufgeschlossenen Familie bricht zusammen, insbesondere die fromme Ehegattin wird in ihrem Vorurteil von einem ‚wildem Osten‘ und den ‚armen Menschen‘ nur noch bestärkt. Mittels Situationskomik, Humor, Ironie und pointierter Erzählweise schafft Konecny die notwendige Distanz zum Geschilderten und animiert den Leser zum Nachdenken über die Ursachen und Folgen einer solchen ‚interkulturellen Fehlkommunikation‘ auf Grund der gegenseitigen stereotypen Vorstellungen.

Das gegenseitige Miss- oder Nichtverstehen zwischen Deutschen und Tschechen wird auch in den Texten von Libuše Moníková thematisiert. Sie betont immer wieder das „Unbehagen auf beiden Seiten“, die deutsch-tschechischen Begegnungen verlaufen aneinander vorbei, wortlos, stumm. Schon die tschechische Bezeichnung „Němci“ für die „Deutschen“ („die Stummen“ auf Tschechisch) deuten ihrer Meinung nach an, dass die Verständigung offenbar schon immer schwierig gewesen sein muss (vgl. Moníková 1994: 90).³ Im Unterschied zu Gruša, der generalisierend von den Deutschen und Tschechen spricht, ist Moníkovás Perspektive in ihren essayistischen Bänden eine betont individuelle, wenn es sich um die Betrachtung und Gegenüberstellung von Deutschen und Tschechen handelt. Sie beobachtet mit Misstrauen und Bedenken die drastische Zunahme der Überfälle auf Ausländer und Asylbewerber, den ansteigenden Radikalismus und Neonazismus nach der deutsch-deutschen Wiedervereinigung: „Japanern wird geraten, nicht Jeans und T-Shirts in Deutschland zu tragen – sie könnten irrtümlicherweise statt vietnamesischer Gastarbeiter verprügelt werden“ (Moníková 1994: 95). Doch das stereotype Bild des Deutschen als ‚ewiger Nazi‘ wird gleich in den folgenden Zeilen relativiert, als sie einräumt und betont, dass Neonazis keine deutsche ‚Spezialität‘ seien: „Inzwischen brüllen sie in Belgien, Frankreich und Schweden.

³ Das Motiv Deutschlands als „Stummland“ ist ein immer wiederkehrendes Motiv auch bei Gruša und Filip.

Ich glaube eigentlich nicht, daß der Ausländerhaß in Deutschland größer ist als in anderen Ländern. Er hat im Moment hier aber besonders günstige Bedingungen“ (Moníková 1994: 96). Was ihr bedenklicher erscheint, ist die Passivität der Polizei, das zustimmende Schweigen und die Teilnahmslosigkeit der Bevölkerung bei diesen Ausschreitungen: „Zivilcourage – eine Eigenschaft, die ich in diesem Land schmerzhaft vermisse“ (Moníková 1994: 76). Genauso hart und unerbittlich ist Moníková aber auch in ihrem Urteil gegenüber den Tschechen, denen sie mangelndes Selbstwertgefühl und politische Passivität vorwirft: „[...]die Tschechen machen sich bei mir verdächtig, dauerhafte Nieten zu sein. Dabei haben sie auch einmal gekämpft“ (Moníková 1994: 19). Gruša im Gegenteil dazu begnügt sich mit der humorvollen Feststellung, der Tscheche sei ein nörgelnder Optimist, wobei diese ‚realistische‘ Haltung als „Selbst-Erhaltung“ geschichtlich wohl notwendig und vorteilhaft gewesen sei: „So ist ein Durchschnitts-tscheche ein nörgelnder Optimist. Die Zustände sind zwar schlecht, er selbst aber ist gut – oder besser als diese. Ich möchte das nicht als Mangel an Selbstkritik deuten. Eher als eine Blüte der Selbsterhaltung“ (Gruša 1999: 16). In ihrer Dresdner Rede greift Moníková ein weiteres Stereotyp auf – das Bild des „wohlhabenden, D-Mark- und konsumstarken“ Deutschen, und demontiert ihn, indem sie das Bild des wirtschaftlich überlegenen Deutschen, der mit Geld ‚um sich wirft‘, in ein Bild des genauso „armen“ Nachbarn wie die Tschechen selbst umwandelt. Sie beschreibt die Fahrt eines bayrischen Busses mit deutschen Touristen, die aus dem Einkaufsausflug aus Tschechien zurückkehren und mit sich massenweise Bier, Wurstwaren, Kleidungsstücke und Brot mitschleppen: „In diesem Augenblick interessieren mich die Deutschen, die reichen Nachbarn. Es waren lauter arme Leute, für die bereits die Preisdifferenz zum einheimischen Brot soviel ausmachte, daß es sich lohnte, die Fahrt zu machen“ (Moníková 1999: 114). Die in der wirtschaftlichen Stärke begründete Überlegenheit der Deutschen, ein Grund für die Abneigung und Vorbehalte auf der tschechischen Seite, wird somit relativiert und die so markanten Unterschiede verwischt, so dass eine neue ‚Verständigungsbasis‘ auf Grund der Ähnlichkeit möglich erscheint: „Sie sind sich eigentlich ähnlich, die Mentalität ist die gleiche; die Sprache, die politische Einstellung spielen keine Rolle. [...] Diese mißtrauischen Bäuerinnen, die schlau-vorsichtigen Schnäppchen-Jäger sind sich so ähnlich, daß es eigentlich keine Probleme geben dürfte“ (Moníková 1999: 115). Doch nicht nur die Einkaufstouristen geraten in das kritische Blickfeld der Autorin, sondern auch die deutschen Prager Besucher, insbesondere die Intellektuellen, ihre

Schriftstellerkollegen und Freunde, denen sie das Desinteresse an der Sprache und Kultur des besuchten Landes sowie Ignoranz und Arroganz vorwirft: „Später in Prag derselbe Autor – probiert Russisch-Brocken aus seinem Studium an Passanten. Sie bleiben freundlich. Auf meinen nachdrücklichen Hinweis, daß wir hier nicht (mehr) in einer russischen Kolonie sind und daß es ihm nicht bekommen würde, reagiert er nicht“ (Moníková 1994: 77). Sie ignorieren aus Moníkovás Sicht bewusst die geschichtliche Erfahrung des tschechischen Volkes und dessen Trauma des ‚Immer-Wieder-Besetzt-Werdens‘, zuletzt durch die Truppen des Warschauer Paktes 1968, was letztendlich der Grund für das Verlassen der Heimat von vielen tschechischen Intellektuellen war (Moníková gehört auch zu ihnen). Umso paradoxer scheint es, dass die deutschen Intellektuellen dies nicht nachvollziehen wollen oder können. Im Unterschied zu ihren Essays und Reden sind in ihrem literarischen Werk genügend Beispiele für eine durchaus positive Darstellung der Deutschen zu finden. Sie versteht sich als Mittlerin zwischen Deutschen und Tschechen, sie versucht, Fremd- und Feindbilder auf beiden Seiten aufzudecken und Gemeinsamkeiten zu suchen. In ihrem Roman *Die verklärte Nacht* erlebt die Romanheldin Trostlosigkeit bei einem Streifzug durch die Stadt ihrer Kindheit. Und es ist ausgerechnet ein (Sudeten)Deutscher, der sie aus ihrer ‚Erstarrung‘ aufrüttelt und dazu bringt, am Ort ihres Ursprungs, in Prag, Freude zu empfinden – eine deutsch-tschechische Liebesgeschichte als Metapher für die friedliche Koexistenz, Neben- und Miteinander der Tschechen und Deutschen.

Mit dem Thema des deutsch-tschechischen Zusammenlebens beschäftigt sich am intensivsten zweifelsohne Ota Filip in seinen Reportagenbänden *...und die Märchen sprechen deutsch* und *Die Toten unterm Klee*. Eines der vorherrschenden Stereotype, das er am Beispiel des Einzelnen zeigt, ist die Angst der Tschechen vor der ‚deutschen Expansion‘, die ‚eingefleischt‘ zu sein scheint und nach der Wende gern auch für politische Zwecke missbraucht wird, so dass auch den Deutschen, die lediglich Interesse an der tschechischen Kultur bekunden, pauschal Rückforderungsabsichten unterstellt werden und Misstrauen entgegengebracht wird: „Die Deutschen haben sich nicht geändert, sie alle waren und bleiben Nazis“ (Filip 1996: 103). Filip macht jedoch deutlich, dass solche Äußerungen aus dem rechtsextremistischen Lager oder von den „verwaisten Marxisten-Leninisten“ stammen und auch als solche mit viel Vorsicht betrachtet werden sollen (vgl. Filip 1996: 104). An einem anderen Beispiel demonstriert Filip, dass die tschechischen Bewohner, trotz des deutschen Engagements und guten Willens, auf die von den

Deutschen initiierte und finanzierte Renovierung der Dorfskirche zurückhaltend reagieren. Die Ansicht des Busfahrers, er würde lieber das Heimatdorf verlassen, als hier zusammen mit den Deutschen leben zu müssen, veranschaulicht, wie stark die negativen Vorurteile über die Deutschen im Bewusstsein der einfachen Dorfbewohner eingeprägt und verinnerlicht sind. Dieses wird auch am Beispiel der Familie Pastorek illustriert, die nach einem Gerichtsurteil ihr Haus in Bayern verliert und in die Heimat ihrer Väter, nach Schönwald, hinter der inzwischen offenen böhmischen Grenze zieht. Die soziale Eingliederung verläuft problemlos, die Nachbarn zeigen sich hilfsbereit und entgegenkommend. Doch die Rückkehr einer sudetendeutschen Familie sorgt im Dorf immer wieder für Diskussionen über das „deutsch-tschechische Verhältnis“ (Filip 1996: 79). Trotz der positiven individuellen konkreten Erfahrung kann das Feindbild nicht ganz überwunden bzw. aufgegeben werden. Das Paradox, dass eine persönliche positive Erfahrung mit einer sudetendeutschen Familie kaum etwas an der negativen Einstellung gegenüber den Deutschen im Allgemeinen ändert, wird besonders aus der Einstellung und Argumentation des Dorfbürgermeisters deutlich:

Eine Rückkehr von Sudetendeutschen als Volksgruppe nach Lesná oder in die Tschechische Republik kommt für Bürgermeister Koda nicht in Frage. Er setzt auf das allmähliche Aussterben der alten Sudetendeutschen, auf die Gleichgültigkeit der zweiten und dritten sudetendeutschen Generation gegenüber ihrer Heimat und auf ein vereintes Europa. ‚Wieso können Sie sich ein gemeinsames Leben mit den Deutschen in Europa, aber nicht in ihrem Dorf vorstellen?‘ Die Frage verwirrt den Bürgermeister. (Filip 1996: 80)

Trotz der positiven Erfahrungen werden die Ressentiments der Tschechen gegenüber der Deutschen nicht überwunden, die stereotypen Vorstellungen nicht in Frage gestellt. Filip schildert genügend Beispiele der positiven Kontakte und friedlichen Zusammenlebens der beiden Kulturen und Völker nebeneinander – sei es, dass ein deutscher Mönch versucht, eine tschechische Glaubensgemeinde zu führen, oder dass ehemalige Sudetendeutsche Geld für die Renovierung der Dorfkirche aufbringen – das Misstrauen bleibt bestehen, was von Filip auf zurückliegende historische Ereignisse sowie auf die geographischen und wirtschaftlichen (Miss)Verhältnisse zurückgeführt wird.

Im Allgemeinen kann gesagt werden, obwohl beide Kulturen aus distanzierter Sicht dargestellt werden, fällt es auf, dass die Deutschen bei Ota Filip in positiverem Licht als die Tschechen erscheinen (vgl. Schönherr 2004: 79). Im Unterschied zu Gruša schreibt er nicht allgemein über „die Deutschen“ oder „die Tschechen“, sondern beschreibt einzelne individuelle Situationen, konkrete Erfahrungen und menschliche Charaktere. Trotz des Bemühens um das gemeinsame tschechisch-deutsche Miteinanderleben, in der Regel von der deutschen Seite initiiert, bestimmen nach wie vor Vorbehalte und das Misstrauen die Einstellung der tschechischen Bevölkerung. Genau umgekehrt ist es bei Libuše Moníková, die in ihren Essays insbesondere die Gewaltbereitschaft der Deutschen und ihre Intoleranz gegenüber den Ausländern reflektiert und zugleich fehlende Zivilcourage bemängelt. Ihr eher hartes Urteil über die Deutschen bzw. ihre auf den ersten Blick vorurteilfestigenden Äußerungen in den Essays stehen im Kontrast zu ihrem literarischen Werk, in dem die Utopie einer deutsch-tschechischen ‚Umarmung‘ (vgl. *Die verklärte Nacht*) durchaus einen wichtigen Platz einnimmt. Dies würde eine tiefgründige Analyse erfordern, was jedoch den Rahmen dieses Beitrags sprengen würde. Jaromir Konecny und Michael Stavaric arbeiten mit den tief verwurzelten Vorurteilen ganz gezielt spielerisch und ironisch, um sie als gekonnte und beabsichtigte Konstruktion auf beiden Seiten zu entlarven, ihre Allgemeingültigkeit und ‚Richtigkeit‘ in Frage zu stellen. Indem die stereotypen Bilder eines Tschechen über die Deutschen ins Gegenteil umgekehrt werden (Konecny) oder als eine endlose, ins Nichts führende und sich im Kreis drehende ‚Kettenreaktion‘ einer Litanei (Stavaric) präsentiert werden, wird ihre Brüchigkeit und Lächerlichkeit sichtbar. Ebenfalls Gruša verwendet Vorurteile (bezogen auf nationale Eigenschaften) in beiden Richtungen und spielt sie gegenseitig gegeneinander aus, jedoch mit der Absicht, die Funktion und eigentliche ‚Nützlichkeit‘ zu zeigen. Indem wir sie aus Distanz betrachten und als bloße ‚Inszenierung‘ zu erkennen in der Lage sind, leisten sie einen Beitrag zur gegenseitigen Völkerverständigung: „Man muß schon von der Bühne runter, auf der unsere Heimatstücke gespielt werden, den Sprung über den Orchestergraben in den Zuschauerraum, unter die Leute, wagen. Von hier aus sehen solche Vorstellungen ganz anders aus, im Theatercafé läßt sich darüber plaudern. Und lachen“ (Gruša 1999: 17). Sie fungieren als Brücke, die mit Humor und subtiler Ironie kulturelle Differenzen zu ‚überbrücken‘ im Stande ist. Der Deutsche und der Tscheche werden von Gruša als konträre Typen mit grundsätzlich unterschiedlicher Weltphilosophie präsentiert, was ein Grund für das

häufige Missverstehen sein mag, doch zugleich ist diese Unterschiedlichkeit enorm wichtig, da sich diese beide Gegensätze komplementär ergänzen und gegenseitig in ihrer Existenz bedingen: „Der Tscheche sieht den Deutschen als Denker des Absoluten, der am Relativen scheitert, indes bei dem Deutschen der Tscheche als Relativist abschneidet, dem zum Schluß die Sache selbst zwischen den Fingern zerrinnt. Faust gegen Schwejk, möchte man hinzufügen“ (Gruša 2002: 103). Zwei gegensätzliche Konstrukte also – der Absolutist Faustus, der sich für das ganze System und dessen Zusammenhalt in seiner Komplexität interessiert und der Relativist und Pragmatiker Schwejk, der sich hingegen damit begnügt, sich in diesem System einzurichten und dessen Strukturen von innen her zu erforschen. Zwei diametral unterschiedliche Typen, die auf den ersten Blick nicht zueinander passen, doch auf den zweiten unzertrennlich als konträre ‚Weltentwürfe‘ miteinander verbunden sind, um das Funktionieren unserer Welt sicherzustellen (vgl. Schönherr 2004: 46).

Literaturverzeichnis:

- CZUBA-KONRAD, Susanne (2003): Migrationsliteratur als Medium in der antirassistischen Arbeit. In: Stender, Wolfgang/Rohde, Georg/Weber, Thomas (Hgg.): Interkulturelle und antirassistische Bildungsarbeit. Projekterfahrungen und theoretische Beiträge. Frankfurt am Main: Brandes & Apsel, S. 93-101.
- FILIP, Ota (1996): ...doch die Märchen sprechen deutsch. Geschichten aus Böhmen. München: F.A.Herbig Verlagsbuchhandlung.
- GRUŠA, Jiří (1999): Gebrauchsanweisung für Tschechien. München: Piper.
- GRUŠA, Jiří (2002): Glücklich heimatlos. Einblicke und Rückblicke eines tschechischen Nachbarn. Stuttgart/Leipzig: Hohenheim.
- KONECNY, Jaromir (2000): Das Geschlechtsleben der Emigranten. Frankfurt am Main: Ariel-Verlag.
- MAIDL, Václav (1999): Das Bild der Deutschen und Österreicher in der tschechischen Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts. In: Mehnert, Elke (Hg.): Gute Nachbarn – schlechte Nachbarn. Deutsch-Tschechisches Begegnungsseminar II. Kottenheide: Friedrich-Naumann-Stiftung, S. 25-40.
- MONÍKOVÁ, Libuše (1994): Prager Fenster. Essays. München/Wien: Carl Hanser.

- MONÍKOVÁ, Libuše (1999): Über eine Nachbarschaft. Dresdner Rede'97. In: Schmidt, Delf/Schwidtal, Michael (Hgg.): Prag – Berlin: Libuše Moníková. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- RICHARDS, Earl J. (1999): Ochsen, Mäuse und Steine: Nationales Bewußtsein und nationale Images in Cosmas von Prags Chronica Boemorum. In: Mehnert, Elke (Hg.): Gute Nachbarn – schlechte Nachbarn. Deutsch-Tschechisches Begegnungsseminar II. Kottenheide: Friedrich-Naumann-Stiftung, S. 51-72.
- RÖSCH, Heidi (1992): Migrationsliteratur im interkulturellen Kontext. Eine didaktische Studie zur Literatur von Aras Ören, Aysel Özakin, Franco Biondi und Rafik Schami. Frankfurt am Main: Verlag für interkulturelle Kommunikation.
- SCHÖNHERR, Lysann (2004): Das Bild der Deutschen und der Tschechen in deutschsprachigen Werken tschechischer Autoren. Ein imagologischer Vergleich der Werke von Ota Filip, Jiří Gruša und Libuše Moníková. Magisterarbeit. Technische Universität Dresden.
- STAVARIC, Michael (2005): Europa. Eine Litanei. Idstein: kookbooks.